Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 22.**

Wenn der Sturm kommt.

Aus dem Schwedischen von O. A. Palme.

Zwei junge, schöne Menschen waren es, welche des Lebens Frühlingssonne beschien, von keiner Wolke beschattet; bisher hatte nur Eines ihnen Sorge gemacht: Der Zweifel, ob sie einst einander angehören dürften.

Doch seit jenem Abend, wo sie warm und mit heftig klopfendem Herzen, eingehüllt in helles Pelzwerk vom Kopfe bis zur Zeh, nach dem Balle in Konsul Möllers Vorflur stand und ihren lächerlich kleinen Gummischuh feststampfte, und er, stolz und strahlend, frische Lebenslust in seinen dunklen Augen, herantrat und die Boa um ihren Hals legte mit einem: „Noch einmal, gute Nacht, Fräulein Amalie!" und sie zum Wagen geleitete und sich tief, tief über ihre kleine Hand beugte; — seitdem war für Beide ihr Dasein eine jubelnde Lust.

Und weshalb sollte es nicht so sein? Sie war so jung, nur neunzehn Jahre, so schön, so kernfrisch, und wuchs in einem Heime auf, das vielleicht nicht gerade reich war, wo aber Vaters großes Bürgermeister-Gehalt ausreichte, eine angenehme Eleganz zu entfalten, wo Friede und liebevolles Wohlwollen dem Verhältniß aller Familienglieder zu einander ihren Stempel aufprägten.

Und stattlich und schön war auch er, ein junger Kaufmann mit glänzendem Geschäft, das zwar noch nicht so fest begründet war, aber doch die besten Aussichten hatte.

Die Werbung selbst, eine Woche später, daheim im Salon, die Unterredung mit Vater, der erklärte, daß „Amalie ein armes Mädchen sei, welches Nichts von daheim zu erwarten hätte," und natürlich darauf die Antwort erhielt, daß „sie doch Gustav Hallberg zum reichsten Mann auf Erden machen würde;" all' das ging wie von selbst, und so wartete man denn, bis Amalie ihr zwanzigstes Jahr vollendet, denn eher wollte Mama sie nicht von sich lassen, eher würde die Aussteuer nicht fertig werden und des Großhändler Hallbergs neues Haus.

Doch während dessen durchlebten sie in Gedanken ihr Leben, wie es sich im neuen Hause gestalten sollte. Gustav würde strebsam arbeiten, selbstverständlich. Und sie, sie würde des Hauses kleiner Sonnenstrahl werden!

Sie würde dafür sorgen, daß die richtige Sorte Sherry in die Karaffe gefüllt würde, daß die Pantoffeln bereit ständen, und die Einladungen für die Freunde nicht mit einander in Kollision geriethen. Und dann würde sie Musik machen. Sie konnte ja vier Walzer und zwei Polka und eine ganze Sonate wirklich recht gut. Sie würde schon zu thun bekommen, die Kleine.

Viel weiter durfte eine wirklich feine Frau ihre Wirksamkeit nicht ausdehnen. Oh, was man sich lustig machte über diese Emanzipationsideen von der Selbständigkeit der Frau in Stellung und Erwerb. Oh, wie man über Cousine Ellen lachte, die nach dem Tode ihrer Eltern „im Hause" war, und beim Frühstück, zu dem sie immer zu spät kam, auf höchst unweibliche Art die Butterbrote hinunterschlang, um noch zu rechter Zeit zur Buchhaltungsschule zu kommen, wo sie die Mittel zu gewinnen hoffte, in Zukunft für sich selbst zu sorgen und nicht mehr ihrem Onkel zur Last zu fallen.

Wenn Ellen in Amaliens abgelegten Schuhen, in einem Mantel, der vor drei Jahren Mode gewesen, die Uferstraße hinabeilte, geschah es wohl bisweilen, daß sie ihr Köpfchen mit dem kurzgeschnittenen braunen Haare, dem Stumpfnäschen und dem häßlichen grauen Barett, zu den Fenstern ihres Heims zurückwendete und ihre braunen, lebhaften Augen durch die Scheiben blicken ließ. Richtig, dort im Salon neben dem Aquarium stand Gustav, den Arm um Amaliens Taille gelegt; sie lachten munter, und einmal sah sie deutlich, daß Amalie dabei auf die Straße zeigte, auf sie selbst. Da fuhr ein kleiner, zerschlissener Handschuh hastig über die braunen Augen, die Füße beschleunigten ihren Takt, und aufmerksamer denn je lauschte Ellen nachher den Worten des alten Buchhalters Holm: „Sehen Sie, das Wichtigste ist, daß man sogleich ordentlich die Posten aus dem Tagebuche in das richtige Konto des Riskontro einträgt!" Oh, wenn sie doch bald nicht mehr das Gnadenbrot zu essen brauchte!

Doch eigentlich konnte man ihnen ja gar keinen Vorwurf machen, daß sie über ihre kleine Cousine lachten. Unbestreitbar sah sie etwas sonderbar aus mit ihren Schülerinnenmanieren noch bei zweiundzwanzig Jahren, ihrem kurzen, gestutzten, dunkelbraunen Haar und ihren eigenthümlichen Toiletten. Arme Ellen, ihr Vater war nur Landeskanzlist mit zweitausend Kronen Gehalt gewesen, und die Brüder hatten immer guten Appetit gehabt, so daß zu Schmuck und Putz nicht viel übriggeblieben.

Langsam wendete Hallberg seinen Blick von der Straße ab und heftete ihn mit liebevollem, bewunderndem Ausdruck auf die herrliche Gestalt seiner Braut und ihr entzückendes Profil, in dem sich der fein gemeißelte, griechische Gesichtstypus mit den blauen Augen und dem reichen, hellen Haar so wunderbar anmuthig vereinte.

„Ihr seid einander nicht gerade ähnlich, Ihr Cousinen."

„Findest Du nicht?" meinte leicht spottend die überglückliche Braut.

Da kam der Sturm.

Wer ohne Kapital ein Geschäft gründen will, muß auf Hilfe und Unterstützung freundlicher Menschen vertrauen. Da ist es denn am natürlichsten, daß man dort um Hilfe bittet, wo man des Gegendienstes bedarf. So stützten drei oder vier unternehmende junge Männer einander. Was sollen sie thun? Die Reichen, die selbst solcher Hilfe nicht bedürfen, die sind immer verhindert.

Mitunter geht es den unternehmenden jungen Männern gut; sie haben Glück, sie werden Herren, bekommen dicke Geldtaschen und harte Herzen, helfen Keinem und lassen der Welt ihren Lauf. Und dann ist ja kein Schade geschehen.

Mitunter geht es allen drei oder vier betriebsamen jungen Männern, die einander „geholfen", schlecht, und dann ist ja auch kein Unrecht geschehen.

Doch mitunter arbeiten sich auch einer oder zwei empor, das Glück ist ihnen hold, sie werden nach und nach solide und sehen die Zukunft in rosigem Lichte, während es plötzlich bergab geht mit den Freunden, die in ihrem Fall unerbittlich den mit sich ziehen, wenn er allein stand, der jetzt das Glück an Bord hatte.

Das ist hart.

So schien es auch Gustav Hallberg, als er sich eines Tages, beinahe auf halbem Wege zu den „ersten Hunderttausend" und drei Monate vor der Hochzeit, dank seinen Freunden, die weniger Glück gehabt, ruinirt sah.

Wo sollte er Trost suchen, wenn nicht bei seiner Braut? Und sie betrog ihn auch nicht in diesem Augenblick der Noth und Sorge.

Er war arm: wohlan, so wollte sie die Armuth theilen.

Doch er war vielleicht noch mehr als arm. Vielleicht würde „Onkel" selbst, als Bürgermeister, die traurige Pflicht haben, seinen Konkurs vorzunehmen?—

Auch das wollte sie tragen: der Freunde Achselzucken, Bedauern und Bemerkungen, sie wollte sie ohne Murren tragen: sie wußte ja, daß ihr Gustav ein ehrlicher Mann war.

Sie würde lange, lange warten müssen, ehe er möglicherweise auf den Ruinen seines zerstörten Wohlstandes ihnen ein neues Heim bauen könnte?

Geduldig wollte sie des Tages harren. Lange Umarmung und große Familienscene.

Einen Monat später sandte sie ihm — den Ring zurück. Sie schrieb, daß sie es thäte „mit gebrochenem Herzen und unter strömenden Thränen," doch ihre Eltern „hätten sie beschworen, nicht durch grausamen Trotz ihrem Streben für ihre Zukunft entgegenzuarbeiten." Sie selbst wüßte ja, „daß es ohne ihn für sie keine Zukunft auf Erden gäbe, kein Glück, keinen Frieden; aber hatte sie wohl eine Wahl?"

Gustav Hallberg glaubte anfangs fast, daß all' dieses zu viel sei für einen Mann. Nichts war ihm geblieben, als der Sturm gekommen; Alles hatte er ihm geraubt: Vermögen, Zukunft, Glück und Braut. Wie ein Friedloser streifte er in den Straßen der Vorstadt umher, nachdem es dunkel geworden, und ängstlich wich er allen Freunden aus. Um der Gerechtigkeit willen muß man ihnen zugestehen, daß sie ihm hierbei auf jede Weise seine Bemühungen erleichtern. Darum war er auch beinahe erschreckt, als er eines Abends spät von einer Bank in dem Stadtparke her begrüßt wurde mit einem eifrigen „Gustav!"

„Wer....oh, Ellen....verzeih'.... Fräulein Holst...."

„Ach, Gustav, sei doch nicht schlecht! Ich bin so traurig gewesen um Deinet- und Amaliens willen, ja das bin ich.— Ich habe ganz schrecklich geweint."

„Und Amalie....hat sie meinetwegen Thränen vergossen?"

„Furchtbar, Gustav, ganz entsetzlich; aber die Aermste, was sollte sie thun? Onkel und Tante waren ganz verlassen. Sie haben sie geradezu gezwungen."

Und dann strömten die Thränen über Cousine Ellens Wangen, und kleine, fadenscheinige Handschuhe mußten eilig in dem alten Mantel nach dem Taschentuche suchen.

„Leb wohl, Gustav! Jetzt sehen wir uns wohl nie wieder, denn ich soll jetzt fort auf eine Comptoirstelle, aber ich werde immer an Dich denken, und ich bin garnicht darüber böse, daß Du und Amalie manchmal über mich lachten. Gott seg...."

Und dann kam wieder ein Thränenstrom.

„Höre, Ellen, wie hättest Du wohl gethan, wenn Du an Amaliens Stelle gewesen?"

„Ich?"

„Ja, gerade Du!"

„Oh, Herr Gott, ich wär' gewiß gestorben, glaube ich. Ich hätte mich nie zwingen lassen. Aber Du darfst nicht auf Amalie böse sein. Sie ist so jung und weich. Ich bin ja bald dreiundzwanzig Jahr; schon alt, siehst Du...."

„Du bist eine liebe, kleine Närrin. Leb wohl, Ellen!"

„Leb wohl, Gustav! Oh, wie gräßlich, daß es so kommen sollte!"

* * *

Alle sagten, Gustav Hallberg hätte einen „schönen Konkurs" gemacht. Dies soll heißen, daß ein Jeder klar sehen konnte, er habe treu und ehrlich gehandelt und sei ausschließlich durch Bürgschaftsverpflichtungen gestürzt worden. Und dann brachte er einen Akkord zu Stande, bei welchem ihm allerdings nichts übrig blieb, der ihn aber zum Wenigsten im Besitz eines ehrlichen Namens ließ.

So mußte er denn von vorn anfangen, von der allerniedersten Stufe, draußen in der Vorstadt. Da stand der frühere elegante Ballkavalier selbst hinter dem Tisch, und nach ein paar Jahren war er gerade so weit gekommen, daß er bescheiden und anonym wegen eines Theilhabers annonciren konnte.

Die entsetzlichen Frauenemancipationsideen, die unter Kaufleuten immer so lästig sind, hatten so fürchterliche Fortschritte gemacht, daß Dreiviertel der Antworten von weiblichen Personen kamen; Mädchen mit Locken und ohne Locken, mit Zöpfen und kurzhaarig, elegante Damen aus der Hauptstadt und sehr einfache Mädchen, die vielleicht einen Monat in einer Dorfhandlung geholfen hatten.

Doch Gustav Hallberg schob den ganzen Haufen von Briefen, Zeugnissen und Portraits zur Seite, um nur auf eine kleine Stumpfnase und ein Paar warme, kindliche Augen zu starren, die ihm treuherzig beim Scheine der Comptoirlampe entgegenblickten. Er dachte daran, wie oft jene Augen voll Wehmuth und stillen Vorwurfs geblickt, wenn er und Amalie über Cousine Ellen sich lustig gemacht, und wie innig eine kleine Hand vor zwei Jahren die seine zum Abschied gedrückt. Um die schönen Zeugnisse, die dabei lagen, kümmerte er sich gar nicht; er schien mehr wie genug an der Photographie zu haben, und am folgenden Sonntag fuhr er zu der Nachbarstadt, wo „Cousine Ellen" in Merkurs Diensten arbeitete.

* * *

Noch hat die Firma G. Hallberg sich keinen Gehilfen im Laden und auf dem Comptoin angeschafft, trotzdem wieder ein paar Jahre verstrichen sind und auch die Geschäfte so allmählich vorwärts gehen.

Doch das ist nicht nöthig, denn die junge Frau versteht es, im Geschäft zu helfen, und nach einem besseren Verkäufer kann man suchen, einen besseren Kompagnon hätte die Firma Hallberg nie bekommen können. Mitunter, wenn die beiden Theilhaber der Firma dabei sind, in den Fächern zu ordnen, geht die immer noch junge und schöne Cousine Amalie vorüber, doch sieht sie immer nach der anderen Seite. Da geschieht es wohl, daß Gustav, ebenso entzückt, wie einstmals im Salon des Bürgermeisters, ausbricht:

„Ihr seid einander doch sehr unähnlich, Ihr Cousinen!

Und Ellen, die wohl versteht, wie Gustav es jetzt meint, sieht ganz unschuldig und einfältig auf und flüstert:

„Gewiß, die Amalie ist ja so entzückend süß und schön."

Noch haben die Einkünfte es ihnen nicht erlaubt, mehr wie ein Mädchen zu halten, und da dieses Verschiedenes mit dem kleinen Junior der Firma zu thun hat, so kommt es wohl vor, daß es in den drei kleinen Zimmern über dem Geschäft nicht gerade gemüthlich ist, wenn am Abend Herr und Frau beide vom Laden und Comptoir heraufkommen.

Doch Ellen thut in Eile, was sie kann, um dem kleinen Heim ein freundlicheres Aussehen zu geben, und wenn dann die Lampe und das Feuer angezündet sind, und der Theekessel auf dem Tische brodelt, kriecht sie in das Sofa hinauf, schmiegt ihr kleines Krauskköpfchen in Gustavs Joppe und meint wohl:

„Ach, liebes Männchen, dies hier ist ein anderes Leben, wie Du es Dir einst geträumt. Deine arme Frau hat ja nicht Zeit, das Heim so nett und fein zu halten, wie sie möchte, und wie es sein sollte."

Da umschlingt er sie mit zwei starken, kräftigen Armen und jubelt, den Mund noch voll Butterbrot:

„Doch ich weiß, daß sie fest steht und die Probe aushält, wenn der Sturm kommt."

Auch eine Beförderung.

Prinzipal: „Davidche, Du hast heut' ausgelernt und bist wohlbestallter Commis — aber nicht bei mir!"

Ihr erster Ball.

Von E. Rita.

Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt! Wie er glänzt und glitzert mit seiner Fülle von Silber und geschliffenem Glas, schneeigem Damast und goldgelbseidenen Läufern. Purpurn funkelt der Wein in den Karaffen, die Prismen der venetianischen Leuchter senden farbige Lichter, leise zitternd, umher, aus grünen Blättern lugen neugierig rothwangige Pfirsiche, sich mit gelben Melonen und saftigen Trauben zu verführerischem Stillleben vereinigend. Wie die Marechal-Niel-Rosen duften und sich in ihrer üppigen Schönheit überall dazwischen drängen! Aus zwei Füllhörnern, die silberne Engel halten, quillen sie hervor, fallen über den Rand hinaus, verbreiten sich über den ganzen Tisch. Sie schauen aus Servietten hervor, verbergen sich in goldgelben Seidenfalten, füllen unzählige kleine Vasen. Arme Rosen, wie werdet ihr morgen aussehen! Geschäftigte Dienstboten laufen die Teppich belegten Treppen auf und ab, hier eine Pflanze zurechtrückend, dort einen Shawl vortheilhafter drapirend; fertig ist alles, es fehlt nur noch die letzte Hand.

Im ersten Stock, nach hinten hinaus, ist es ganz still. Die gnädige Frau hat sich in ihr Allerheiligstes zurückgezogen, um sich durch ein paar Stunden Schlaf auf die kommenden Strapazen vorzubereiten, und da können wir ungestört einen Blick in das Ankleidezimmer werfen. Da liegt, vorsichtig auf der Chaiselongue ausgebreitet, das Ergebniß wochenlanger Unruhe, schlaflosser Nächte, unzähliger Anproben, an dem sich so viele Augen müde gesehen, so viele Hände matt genäht haben.

Wie ein Märchen schimmert es uns entgegen — Wellen von meergrüner Seide, Wolken von „Crepe de Chine", überrieselt von Silberfäden und Brüsseler Spitzen. Auf Tischchen und Stühlen ringsumher stehen und liegen hundert unentbehrliche Kleinigkeiten, von dem weißen Straußfächer, dem kostbarsten Spitzentaschentuch bis zu den zierlichen Schuhen aus meergrünem Leder. Doch horch, da nahen Schritte; die Thür öffnet sich und herein schaut zuerst ein Stumpfnäschen, dann ein Lockenköpfchen, bis zunächst das ganze vierjährige Dämchen mit weit aufgerissenen Augen und ebensolchem Mäulchen vor den Wundern, die hier ausgebreitet sind, steht. Wie schön ist das Alles, wie wunderschön! Sie kann sich nicht satt sehen und hat gar keine Eile, in die Kinderstube zurückzugehen. Sie hat sich heute so gelangweilt, in ihrem ganzen Leben hat sie sich noch nicht so gelangweilt wie heute. Das Kindermädchen ist vor zwei Stunden hinuntergegangen, es giebt heute so viel zu thun, da will sie doch ein wenig mithelfen und nebenbei die zwei flotten jungen Lohndiener, die heute unten ihr geschäftiges Wesen treiben, kennen lernen. Und Gretchen hat zuerst ganz geduldig mit ihren Puppen gespielt, dann Bilderbücher gesehen und Häuser gebaut, aber jetzt fängt es an, dämmerig zu werden, und da ist es gar zu einsam, so allein im Kinderzimmer. Sie steht und schaut und schaut, athemlos vor Bewunderung. Allmählich wird sie kühner und fährt mit der nicht allzureinen Patschhand über die schimmernde Seide. Jetzt hat sie die Schuhe entdeckt, die kleinen grünen Schuhe. Sie sehen genau so aus, wie jene, auf die Tante Molly immer Blumen malt. Das ist ein Gedanke! Malen kann Gretchen auch, und wie wird Mama sich freuen! Geschwind huscht sie in die Kinderstube zurück, ganz leise, damit Mama nicht aufwacht, holt ihren Tuschkasten und beginnt das Werk. Bald ist der Schuh voll schöner rother, blauer, gelber und grüner Klexe; sehr natürlich kommen ihr die Blumen nicht vor, aber das wird schon kommen, wenn sie noch einmal übergemalt werden, so macht Tante Molly es auch. Die Klexe vermehren sich, nicht nur auf dem Schuh, sondern auch auf Kleid, Schürze, Gesicht und Händen der kleinen Künstlerin. Dann und wann führt sie den Pinsel in den Mund und wischt ihn auf dem Teppich ab, auf dem sie kauert; mit hochrothen Bäckchen und glänzenden Augen malt sie weiter, und als endlich die Thür aufgeht, hat sie gar keine Zeit, von ihrer Arbeit aufzusehen; und ruft nur: „Es ist noch nicht fertig, Mama, aber gleich, bitte, sieh' nicht her, es ist eine Ueberraschung." Mama ist sprachlos! In ihrem weißen Pudermantel und aufgelöstem Goldhaar sieht sie aus wie ein Engel, aber wie ein sehr erzürnter Engel. Nicht allzu sanft schiebt sie Gretchen bei Seite und Thränen, wirkliche Thränen des Aergers füllen die schönen braunen Augen. Gretchen wird zu Bett geschickt, auf der Stelle und ohne Gutenachtkuß! Und was nun? Die Jungfer weiß keinen Rath, selbst die Köchin nicht, die eigens heraufgeklingelt wird, weil sie sonst immer für alles Hülfe findet. Die Schuhe sind hoffnungslos, unrettbar verloren, und es ist die höchste Zeit, mit der Toilette zu beginnen. Man bringt ein Paar Goldkäferschuhe herbei; wie geschmacklos sie zu den Silberfäden aussehen! Zuletzt entschließt man sich seufzend zu einem Paar schwarzer Lackschuhe. Ach, sie sind alltäglich und gewöhnlich, so ganz anders als die duffen, meergrünen Lederpantöffelchen! Aber es hilft nichts! — —

Oben liegt Gretchen im Bett und schluchzt. Warum war Mama nur so böse? Sie hat ihr doch nur eine Freude machen wollen! Es ist ganz dunkel. Sie lauscht auf das Rollen der vorfahrenden Equipagen, das Gewirr der Stimmen, die Klänge der Polonaise. Gretchen schluchzt lauter, sie kann gar nicht einschlafen! Und Mama hat ihr keinen Kuß gegeben, ach, hätte sie nur gesagt: „Ich will es nicht wieder thun," da wäre ihr sicher verziehen worden! Doch nun ist es zu spät, und es ist zu traurig!

Unten nimmt der Ball seinen glänzenden Verlauf. Man tanzt, kokettirt und amüsirt sich. Die Bewirthung ist vorzüglich, der Cotillon großartig, alle Welt ist entzückt. Die Wirthin scheint etwas erschöpft zu sein von ihren aufreibenden Pflichten, sie zieht sich in einen kleinen Salon zurück, der augenblicklich leer ist. Vorsichtig blickt sie nach allen Seiten, und als sie sich unbemerkt weiß, zieht sie aus einem der Cotillonsträußchen ein zusammengefaltetes Stück Papier. Soll sie die Botschaft lesen? Einen Augenblick schließt sie die Augen. Wen schädigt sie, wenn sie dem Drange ihres Herzens folgt? Ihren Gatten doch nicht, den ernsten, stillen Gelehrten, der nur seiner Wissenschaft lebt und für sie schon lange kein warmes Empfinden mehr hat. So hatte sie sich die Ehe nicht gedacht, als er vor einigen Jahren so treu und warm um sie warb. Wie schnell war seine Liebe erkaltet! Erkaltet? Wenn sie doch den Blick sehen würde, mit dem er immer wieder von der Arbeit zu dem lebensgroßen Bilde über seinem Schreibtisch aufsieht, dem Bilde seiner schönen, angebeteten Frau. Aber wenn er dann Abends nach Hause kommt, müde und abgespannt, mit seinen Gedanken noch halb bei der Arbeit, da hält sie seine Ruhe für Kälte, seine Erschöpfung für Gleichgültigkeit. Sie fährt mit der Hand über die brennende Stirn. Könnte sie doch zu einem Entschluß kommen! Sie kann die alltägliche Einförmigkeit dieses liebelosen Daseins nicht mehr ertragen. Umsonst suchte sie Zerstreuung in dem ewigen Einerlei der Bälle und Gesellschaften, die Gedanken wollen sich nicht betäuben lassen, die heißen, sündigen Gedanken. Ja, sündig, seitdem er in ihr Leben eingetreten, er, so jung, so schön, so ganz hingebende Bewunderung. Für ihn bedeutet ein Blick von ihr Seligkeit; er ist glücklich, wenn er in einem Winkel stehen und sie anschauen darf. Ja, sie will ihm folgen, dem schönen, jungen Geliebten, wohin er will, selbst in Noth und Elend.

Alles will sie ihm opfern, Glanz und Wohlleben, gesellschaftliche Stellung und guten Namen. Mag die Welt sie verurtheilen, mag alles von ihr zurückweichen, sie will ihn lieben und glücklich machen und in seiner Liebe glücklich sein! Mit zitternden Händen beginnt sie den Zettel zu entfalten, da bewegt sich die Portiere! Sie fährt zusammen. Ist es ihr Gatte? Oder schon er, der gekommen, sich seine Antwort zu holen? Sie lauscht athemlos! Da trippeln zwei rosige Füßchen über den Teppich, zwei weiche Aermchen schlingen sich um ihren Hals, ein thränennasses Gesichtchen schmiegt sich an ihre Wange, und ein süßer, süßer Mund flüstert: „Ich will es nicht wieder thun, liebe Mama, Gretchen hat Dich so lieb, und kann gar nicht einschlafen". Sie reißt das Kind an sich, bedeckt es mit Küssen und mit einem Schlage wird ihr das entsetzliche Unrecht klar, das sie soeben dem ahnungslosen Geschöpfchen hat anthun wollen. Ihr Liebling, ihr süßes, kleines Mädchen, die Tochter einer Abenteuerin, einer davongelaufenen, geschiedenen Frau! Welche Zukunft, welche zerstörte Jugend! Fast betäubt von der Wucht der auf sie einstürmenden Gedanken blickt sie auf, — da steht er vor ihr. Ungeduldig begehren seine Augen die Antwort auf seine Zeilen. Sie rafft sich auf, zieht ihr Kind an sich und giebt ihm das uneröffnete Billet zurück. Zuerst begreift er nicht, dann fühlt er, wie sich etwas kalt und schwer auf's Herz legt. Er hat verstanden. Ein Blick auf ihr schönes bleiches Antlitz zeigt ihm, daß es nichts mehr für ihn zu hoffen giebt, daß sein erster Liebestraum ausgeträumt sei.

Gretchen ist an die Thür gelaufen und blickt entzückt auf die tanzenden Paare. „Gretchen möchte auch tanzen, bitte Onkel, nur einmal!" Und er froh, dem bedrückenden Schweigen ein Ende zu machen, nimmt das kleine Barfüßchen in den Arm, und hinein geht's mitten in die Reihen der tanzenden Paare! Wie sie jubelnd herumhüpft in ihrem weißen Nachthemdchen, und als ihr Tänzer sie niedersetzt, drängen sich ganze Schaaren schwarzbefrackter Ritter um sie her, die alle mit der Tochter des Hauses tanzen wollen. Lange dauert die Freude zwar nicht, denn bald kommt Papa und macht dem Unfug ein Ende, wie er sagt. Er selbst trägt sie hinauf in ihr weißes Bettchen, und schon nach wenigen Minuten liegt sie in süßem Schlummer und ruht aus von ihrem ersten Ball.

Unten tanzt man noch lange fort. Aber endlich ist der letzte Gast gegangen, die letzte Kerze gelöscht, und alles liegt in tiefer Ruhe. Nur oben, im Kinderzimmer, leuchtet noch ein matter Schein. Dort stehen die Gatten Hand in Hand und schauen in Liebe auf ihren kleinen Schutzengel. Sie hat ihm Alles gesagt, und als er ihr dann in's Auge geblickt, so tieftraurig und doch voll verzeihender Güte, da wußte sie, daß die alte Liebe nicht todt sei, und in ihr hat Schutz gefunden — vor sich selbst.

Aus dem Seemannsleben zu Lande, wird von der Kieler Föhrde geschrieben: Ein Schiffs-Kapitän hatte nach jahrelangen glücklichen Reisen sich endlich zur Ruhe gesetzt, sich nach eigenem Concept eine Behausung bauen lassen, die er stolz „Villa Seemannsruhe" benannte, und wollte dort mit „Muttern" in Frieden seinen Lebens-Abend genießen. Nun gings aber ihm, der auf den Planken eines alten Dreimasters so ruhig und sicher sich bewegte, wenn er am Land sich fortbewegen sollte, wie einer „lahmen Ente", und wenn er 'mal, nach seinem eigenen Ausdruck, „alle Leinewand aufzog und dahinsegelte", blies seine Lunge bald wie ein „Taifun." Deshalb hatte die Frau Kapitän, die es gern dem reichen Gutsnachbarn gleichthat, auch leichtes Spiel, als sie den Vorschlag machte, Pferd und Wagen anzuschaffen. Ein netter Wagen war bald besorgt und der Ankauf eines Pferdes gelang bei Gelegenheit des Kieler Marktes anscheinend noch besser; denn der erstandene Gaul sah prächtig aus und war billig. Den Grund der Billigkeit sollte der Käufer bald erfahren; der Gaul war nicht blos, wie der Roßtäuscher versichert hatte, ein Schnellläufer, sondern ein Durchbrenner. Die Frau hatte denn auch nach der ersten Ausfahrt, die trotz Verlustes einiger Geschirrstücke durch das Eingreifen eines herzhaften Bauernknechtes noch glimpflich ablief, genug am Spazierenfahren. Der Kapitän aber klagte einem befreundeten Schiffer beim Glase Grog seine Noth und der wußte Rath. „Junge", damit schob er seinen Priemen in die andere Backe, „wir machen die nächste Ausfahrt zusammen, aber wir nehmen einen Anker mit." So geschah's. Ein Schiffsanker wurde mit einem starken Tau an dem Hintertheil des Wagens befestigt und in den Wagen gelegt. Anfangs ließ sich die Fahrt unserer beiden Freunde gut an, als aber eine Kette Hühner mit großem Geräusch vom Grabenrande aufflatterte, nahm der Gaul den Zaum zwischen die Zähne und sauste davon, so daß es mit der Herrschaft des Rosselenkers aus war. Doch mit kräftiger Stimme kommandirte er: „Anker raus!" Einige Schritte weit schleifte der Anker nach, dann saß er fest. Ein Bums! ein Krach! mit dem Vordertheil des Gefährtes raste der Gaul davon; und ein Knäuel sich im Staube bewegender Arme und Beine, sowie ein kräftiges Fluchen gab Kunde von dem Dasein und Lebendigsein der erfinderischen Seeleute. Ein paar Tage darauf aber las man in der Zeitung: „Pferd billig zu verkaufen —."

Kindermund.

Gouvernante: „Sieh', mein Kind, die Antipoden sind unsere Gegenfüßler, denn die gehen jedesmal erst schlafen, wenn wir schon aufstehen!"

Die kleine Emma: „Nicht wahr, Fräulein, da ist mein Bruder Fritz, der Student, auch ein Gegenfüßler?"

÷

Der kleine Karl (in Gesellschaft): „Siehst Du, Papa, es ist ja gar nicht wahr!"

Vater: „Was denn, mein Engel?"

Karl: „Du sagtest gestern, der Herr Braun (auf diesen deutend), hätte ein Brett vor'm Kopf."

÷

Die kleine Elsa (auf den Zopf eines Japanesen deutend) „Mama, klingelt es, wenn man da dran zieht?"

÷

Söhnchen: „Ach, Papa, hilf mir bei meinen Rechenaufgaben."

„Papa: „Nein, das kann ich nicht, verstehe ich auch nicht."

Söhnchen: „So, Papa, nun bekomme ich morgen Schläge, weil Du nicht rechnen kannst."

Ein guter Hund.

„....Ich sag' Ihnen, meine Lady ist ein kluger Hund! Schieß' ich da neulich auf unserem Bach zwei Enten, die auf dem drüdern Ufer liegen blieben. „Lady", sag' ich, „Apport schön!" Was macht meine Lady? Beide kann sie zusammen nicht an's Land bringen — aber sie weiß sich zu helfen: Die eine frißt sie, die andere apportirt sie!"